

„It doesn't mean that there is an essence of literature. It even means the opposite.“¹

Zu Derridas *Préjugés*.

Guido Isekenmeier

http://homepage.ruhr-uni-bochum.de/Guido.Isekenmeier/Isekenmeier_Prejudges.pdf

In der Kopiervorlage für die heutige Sitzung fehlten die ersten 31 Seiten des Büchleins², das heißt eigentlich die ersten 21, da der Text erst auf Seite 11 beginnt, jedenfalls fehlte der Anfang des Textes und ich fand, dass das eine gute Idee war. Zum einen, um weniger zu lesen zu haben; zum anderen, weil der Text wie so viele andere Vorträge Derridas beginnt: mit einer Würdigung der Umstände des Vortrags: seines Anlasses, in diesem Fall also eines Kolloquiums in Cerisy-la-Salle, dem französischen Tagungsmekka, das dort für und mit Jean-Francois Lyotard abgehalten wurde; dann der mehr oder weniger engen Freundschaft, die Derrida mit dem Gastgeber oder, in diesem Falle, dem 'Gegenstand' der Tagung, also Lyotard, verbindet („gemeinsame Geschichte, Beziehung ohne Beziehung zwischen zweien, von denen man nie sicher ist, daß sie miteinander sprechen, einander kennen, einander wirklich lesen, einander schreiben, sich direkt oder indirekt einer an den anderen wenden, einander versteckt eine virtuelle Aufmerksamkeit zollen“, P 30); schließlich seiner Sprache, besonders wenn es sich um einen auf französisch gehaltenen Vortrag handelt (der Hinweis fällt hier recht knapp aus: „Dieser Titel [*Préjugés*] ist also unübersetzbar.“ P 17). All das ist nicht überaus interessant.

Dennoch erschien es mir in der Vorbereitung als Fehler, diese einleitenden Seiten weggelassen zu haben, weil gerade sie es sind, die auf mehrfache Weise eine Einordnung dieses Textes in das Korpus der Texte Derridas erlauben. *Erste Annäherung*: Derrida beginnt seinen Vortrag mit der Frage „Wie Jean-Francois Lyotard beurteilen?“ (P 11), scheinbar nur um eine Beziehung zu Lyotard, also dem Anlass des Vortrages, herzustellen, und ganz gewiss ohne damit implizieren zu wollen, es handle sich um einen Vortrag *über* Lyotard, über die Texte, die er geschrieben hat und die seinen Namen tragen oder auch nur über die gemeinsame Geschichte, die Derrida beschwörend herbeizitiert. Die Frage scheint nur der Einleitung, der Überleitung zur allgemeineren Frage zu dienen: „Wie urteilen?“ (P 21). Doch tatsächlich erscheint Lyotard nicht nur als Anwendungsfall, als Probe der allgemeineren Frage, sondern zugleich als derjenige, der die Frage des Urteilens gestellt und aufgeworfen hat, und ihr eine „postmoderne Signatur“ (P 29) gegeben hat. „Wie Jean-Francois Lyotard

¹ Derrida 1992b; 41.

² Derrida 1992a; im folgenden zitiert als P.

beurteilen?“ heißt also zugleich über das Problem des Urteilens urteilen, eine Position zur Frage des Urteils einzunehmen.

Das besondere, das im besonderen postmoderne, die Frage des Urteils zu stellen, besteht nun darin, nicht mit der Frage ‘Was ist ein Urteil?’ zu beginnen, sondern mit der Frage ‘Wie urteilen?’: „Mit der Frage ‘wie?’ und nicht mit der Frage ‘was ist?’ zu beginnen, kann darauf hinauslaufen, das klassische Vorrecht des Urteils zu suspendieren. Ein ontologisches Vorrecht, welches fordert, daß man zunächst das Sein sagt oder denkt“ (P 21). Wenn man nämlich fragt, ‘Was ist ein Urteil?’, so unterstellt man im vorhinein, man setzt voraus, dass man darüber urteilen kann, was ein Urteil ist, mit anderen Worten, „diese Frage [‘Wie urteilen?’] befragt das ganze theoretisch-ontologische Dispositiv, daß man urteilen können soll, was das Urteil ist, bevor man über die Weise urteilt, in der man urteilen muß et cetera“ (P 22). Dieses ontologische Dispositiv, das verlangt, dass man zunächst das Sein sagt oder denkt ist natürlich, in bekannter Manier, das der abendländischen Tradition, also in diesem Falle „die Philosophie des Urteilens von Platon zu Hegel“ (P 29). Und Derrida steht dabei natürlich fest an der Seite Lyotards in Opposition zu dieser Tradition: „Im Grunde kann man den ganzen Diskurs über die *différance*, über die Unentscheidbarkeit et cetera auch als ein Dispositiv des Vorbehalts gegenüber dem Urteil in allen seinen (prädikativen, präskriptiven, stets entscheidenden Formen) betrachten.“ (P 26)

Eine postmoderne Signatur erhält die Frage nach dem Urteilen, wenn das Urteil weder als begründet noch als unbegründet angesehen wird, sondern einfach stattfindet oder statthat, wenn es sich, ohne begründet oder auch nur begründbar zu sein, ereignet. Das Urteil muss unmöglich sein, was Derridas Art ist zu sagen, dass es als reines Performativ erscheint, wirksam, in Kraft, aber unbegründet, ohne Grund:

„Da man nicht, ohne schon im Vorurteil zu sein, mit der Frage beginnen kann: ‘Was ist Urteilen?’, da man ohne Wissen, ohne Sicherheit, ohne Vorurteil mit der Frage beginnen muß: ‘Wie urteilen?’, ist die Abwesenheit eines Kriteriums das Gesetz, wenn man so sagen darf. Wenn die Kriterien einfach verfügbar wären, wenn das Gesetz präsent wäre, da, vor uns, dann gäbe es kein Urteil(en). Es gäbe höchstens Wissen, Technik, Anwendung eines Codes, Anschein von Entscheidung“ (P 24)

In dieser Form fällt die Frage nach dem Urteil deutlich in die Zeit *nach* dem, was man „Derridas performative Wende“ (Gondek und Waldenfels 1997) genannt hat. Also jener Hinwendung zu Fragen der Ethik, mithin des Praktisch-Politischen, die sich „im Verlauf der achtziger Jahre“ (Gondek und Waldenfels 1997; 8) in den Texten Derridas zeigt und an solchen Schlüsselbegriffen wie Gabe und Vergebung, Gastfreundschaft und Gerechtigkeit entfaltet wird.

Zur Verdeutlichung ein Beispiel, die Erfindung:

„Die Erfindung ist ein Ereignis; [...] Es handelt sich darum, zu finden, eintreten und sich ereignen zu lassen, was noch nicht da war. Wenn die Erfindung möglich ist, ist sie keine Erfindung. Was soll das heißen? [...] Wenn ich das, was ich erfinde, erfinden kann, wenn ich die Fähigkeit dazu habe, dann heißt das, dass die Erfindung in gewisser Weise einer Potenzialität entspricht, einer Potenz, die ich bereits in mir habe, sodass die Erfindung nichts neues bringt. Das ist kein Ereignis“ (Derrida 2003; 31).

Mit anderen Worten, die Erfindung muss unmöglich sein:

„Wenn die Struktur des Feldes die Erfindung möglich macht (zu einem bestimmten Zeitpunkt wird eine architektonische Erfindung möglich, weil der historische und gesellschaftliche Entwicklungsstand, der Entwicklungsstand von Architektur und Architekturtheorie sie möglich machen), dann ist diese Erfindung keine Erfindung, und zwar genau deswegen, weil sie möglich ist. Sie entwickelt oder verwirklicht nur eine Möglichkeit, eine Potenzialität, die schon gegeben ist; sie stellt also kein Ereignis dar. Damit es ein Erfindungsereignis gibt, muss die Erfindung zunächst unmöglich erscheinen; das Unmögliche muss möglich werden. Die einzige Möglichkeit der Erfindung ist also die Erfindung des Unmöglichen“ (Derrida 2003; 32).

Während sich also das Urteil derart als unmöglich ankündigt, wie jene anderen „eigentlichen Performative“, die Derrida in *Eine gewisse unmögliche Möglichkeit, vom Ereignis zu sprechen* hintereinander aufreiht, erscheint es doch zugleich als unvermeidlich: „Gerade weil es auf nichts beruht, sich nicht präsentiert, vor allem nicht mit seinen philosophischen Rechtstiteln, seinen Kriterien und seinem Vernunftgrund, sozusagen seinem Ausweis, ist das Urteil auf paradoxe Weise unvermeidlich“ (P 29). Mögen einem auch die Kriterien zum Urteilen fehlen, wir müssen trotzdem urteilen, „die Abwesenheit einer Krieriologie, die nicht-präsentable Struktur des Gesetzes der Gesetze, entbindet uns nicht vom Urteilen“ (P 24). Diese Annäherung führt dann direkt zur Frage: ‘Wie über einen Text, wie über Literatur urteilen?’, deren Beantwortung dann auch für die Literatur ergeben wird, daß es kein bestimmbares Sein der Literatur gibt, dass es aber dennoch Literatur gibt. Ich komme darauf zurück.

Zweite Annäherung: Derrida weist gleich zu Beginn darauf hin, dass er „einer Neigung gemäß, der ich selten widerstehen kann, mich anschicke, zunächst und, so ist zu fürchten, einzig von diesem Titel, nämlich *Préjugés*“ sprechen werde (P 15). Und obwohl er in der Tat zunächst über das Vor-Urteil und besonders über das ‘Vor-’ des Vor-Urteils spricht, bedeutet diese Ankündigung nicht, dass er nur von diesem Titel sprechen wird, sondern vom Titel, von diesem Titel und vom Titel im allgemeinen, besonders von den Paradoxien des Titels und seiner Doppelungen. Was nichts anderes bedeutet, als dass das Urteil über die Literatur, die

Beurteilung von Literatur aufs engste verknüpft ist mit dem Funktionieren des Titels. Diese Art des Nachdenkens über Literatur ist aus Derridas eigener Sicht eine der zwei großen Linien seiner Arbeit, wie er im Rückblick formuliert: „philosophical training, the profession, the position of teacher were also a detour to come back to this question: ‘What is writing in general?’ and, in the space of writing in general, to this other question which is more and other than a simple particular case: ‘What is literature?’“ (Derrida 1992b; 37).

Diese beiden Fragen ‘Was ist Schrift?’ und ‘Was ist Literatur?’ bilden im Werk Derridas auch zwei Korpora, deren analytische Trennung verdeutlicht, dass es sich stets um eine bestimmte, relativ homogene Art von Literatur handelt, mit der er sich beschäftigt. Nochmals Derrida: „I quickly got interested in either a form of literature which bore a question about literature, or else a philosophical type of activity which interrogated the relationship between speech and writing“ (Derrida 1992b; 39). Für die Literatur ergibt sich eine Reihung von Namen wie „Blanchot, Ponge, Celan, Joyce, Artaud, Jabès, Kafka“, kurz „twentieth-century modernist literature“, die sich für Derrida durch eine bestimmte Rückbezüglichkeit auf die Institution der Literatur auszeichnet: „They bear within themselves, or we could also say in their literary act they put to work, a question, the same one, but each time singular and put to work otherwise: ‘What is literature?’ [...] These texts operate a sort of turning back, they are themselves a sort of turning back on the literary institution.“ (Derrida 1992b; 41)

In diesem Sinne „stellt sich Derrida mit seinen mehrfachen Lektüren von Kafkas ‘Vor dem Gesetz’ der Frage, was und wer einen literarischen Text der Literatur angehören lasse, und impliziert, daß ebensowenig, wie dieser durch seinen Gegenstand (und eine thematisierende Lektüre) zu erfassen ist, er durch seine ‘Form’ oder Struktur (und eine strukturelle Lektüre) zum ‘literarischen’ werde. Er fragt nach dem ‘Gesetz’ der Literatur und dem Verhältnis der literarischen Texte zu diesem, nach den ‘Rahmen’ und Institutionen, die sie der Literatur angehören lassen, die sie nach- und vorschreiben, wie eben dabei zugleich auch überschreiten“ (Menke 1997; 262-3). Den so eröffneten Horizont der Frage nach der Interaktion von Interpretation und Institution teilt der vorliegende Text mit anderen Texten, die das Funktionieren von Titel und Autor-Eigenname (in „Titel (noch zu bestimmen)“), von Gattung (in „Das Gesetz der Gattung“) und schließlich auch das Funktionieren des ‘Rahmens’ im Bereich der bildenden Kunst (‘Die Wahrheit in der Malerei’) thematisieren. Die vorliegende Lektüre von Kafkas ‘Vor dem Gesetz’, Derridas zweite veröffentlichte Auseinandersetzung mit diesem Text (vgl. Derrida 1984), stellt die Frage danach, wie man über Literatur urteilt, und dies mit besonderem Augenmerk auf den Titel (womit ich mich auf Seite 32 befinde): „Was ist dieser Text? Wie darüber urteilen? Ist dies wirklich eine

Erzählung, ja oder nein? Ist dies wirklich Literatur, ja oder nein?“ (P 32). Ich komme auf die Bedeutung des Titels zurück.

Derrida beginnt schließlich, das heißt er beginnt auf Seite 33, mit „einige[n] axiomatische[n] Trivialitäten oder einige[n] Voraussetzungen“ (P 34), nämlich: 1. „Dem Text [...] erkennen wir eine Selbstidentität zu, eine Singularität und eine Einheit“ (P 35). Dies ist keine Voraussetzung unter anderen, sondern in gewisser Weise das Großthema, dem sich alle Konventionen unterordnen, das sie instituieren. Derrida nennt: 2. „Dieser Text hat einen Autor. Die Existenz seines Unterzeichners ist nicht fiktiv, im Unterschied zu den Personen der Erzählung“ (P 36). Dieser Punkt wird in diesem Vortrag nicht weiter ausgebaut, er ist jedoch einer der offensichtlichsten Anschlusspunkte für einen wirklich historischen Diskurs über die Institution der Literatur. Auch Derrida weist darauf hin, dass die Geschichte dieser Konvention „sehr jung“ ist, „und alles, was von ihr garantiert wird, bleibt wesentlich labil, so zerbrechlich wie ein künstliches Gebäude“ (P 36). Er führt aus, dass diese Institution ‘literarisch’ wird „zwischen dem Ende des 17. Jahrhunderts und dem Anfang des 19. Jahrhunderts in Europa“ (P 86). Hier befindet sich Derrida in unmittelbarer Nähe zu Foucaults „Was ist ein Autor?“ und zur historischen Diskursanalyse im allgemeinen, in der der Diskurs in gewisser Weise als Generalbegriff instituierter Praxisformen figuriert.

Schließlich zwei weitere Trivialitäten, zwei weitere Elemente im Ensemble der Institution der Literatur, die im folgenden näher interessieren: 3. „Es gibt Erzählung in diesem Text, der ‘Vor dem Gesetz’ betitelt ist, und diese Erzählung gehört zu dem, was wir Literatur nennen“ (P 37). Hierher gehören die nur angedeutete Lektüre von Kants *Kritik der praktischen Vernunft* und der pointierte Einsatz von Freud. Ich verzichte auf die Darstellung der Kant-Interpretation, bei der es im wesentlichen darum geht, dass im Kategorischen Imperativ (etwa ‘Handle so, dass die Maxime deines Willens stets auch als Prinzip einer allgemeinen Gesetzgebung gelten könnte’) eine Beziehung zwischen Singularität (Maxime deines Willens) und Universalität (allgemeine Gesetzgebung) angedeutet wird, die quer zu einer klassischen Unterscheidung von Literatur und Philosophie liegt, wonach die Philosophie der Eindruck von Allgemeingültigkeit und die Literatur der Präsentationsmodus des Besonderen auszeichne.

Ich verzichte auch darauf, näher auf die Freud-Interpretation einzugehen, jedoch nicht ohne darauf hinzuweisen, welche besinnliche Momente sie erhält, besonders: „Er [Freud] witterte den Ursprung des Gesetzes, und dazu hatte er die Witterung wittern müssen“ (P 51). In dieser Variation stellt dies noch eine gemäßigte Form eines bestimmten Gestus dar, der in der

französischen Theorie gepflegt wird, und den man in Deutschland bisweilen vermissen mag. Ich zitiere Gilles Deleuze über sein Buch *Kants kritische Philosophie*:

„Mein Buch über Kant [...], ich habe es gern. Ich habe es geschrieben als Buch über einen Feind, von dem ich zu zeigen versuchte, wie er funktioniert, was seine Zahnräder sind [...]. Aber vor allem war meine Art, mich dieser Epoche zu entziehen, glaube ich, die Geschichte der Philosophie als eine Art Arschfick zu verstehen, oder was auf dasselbe hinausläuft: unbefleckte Empfängnis. Ich stellte mir vor, hinter den Rücken eines Autors zu gelangen und ihm ein Kind zu machen, das sein eigenes und trotzdem monströs wäre“ (Deleuze 1990; Klappentext).

Das ist dann sozusagen der Duktus der Auseinandersetzung der homophilen Intelligenz Frankreichs mit der philosophischen Tradition (Derrida selbst war ja nicht homosexuell; er hatte einen Sohn mit Sylviana Agacinski, der Ehefrau von Lionel Jospin, hat also sozusagen den französischen Sozialisten ein Ei ins Nest gelegt).

Ein weiterer wunderbarer Moment ist die Anwendung der Freudschen Geschichte von der Erhebung des Menschen von seinen widerlichen Körperöffnungen, der aufrechte Gang, auf ‘Vor dem Gesetz’, die darauf hinausläuft, dass der Wächter für das Bewußtsein steht (P 55), das mithilfe der Behaarung über den Eintritt zum Gesetz, also dem Verdrängten, wacht und ihn ständig aufschiebt. Doch lasse ich auch das beiseite, aus dem einfachen Grund, weil ich glaube, dass der Klappentext zu *Préjugés* sich fast vollständig irrt, indem er verkündet, dass es in diesem Text

„vor allem um das ausgehend von ‘Vor dem Gesetz’ paradigmatisch aufzuzeigende Verhältnis von Gesetz und Erzählung [geht], der vorgeblichen Geschichts- und Narrationsfreiheit des ‘Du sollst’ oder des Kategorischen Imperativs und der Narrativität, die [...] vielleicht nur scheinbar vom Gesetz, der Moral, ja der Philosophie ausgeschlossen ist“ (P Klappentext).

Darum geht es gewiss auch, aber hier werden diese Interpretationen nach Kant und über Freud nur angeführt um aufzuzeigen, dass sie einer Bestimmung von Literatur oder Literarizität kein bißchen weiterhelfen. Dazu Derrida:

„Man könnte versucht sein, jenseits der Grenzen dieser Lektüre, diese Erzählung ohne Erzählung zum Beispiel in der elliptischen Hülle der *Kritik der praktischen Vernunft* oder von *Totem und Tabu* zu rekonstituieren. Aber so weit wir in diese Richtung auch gehen könnten, wir würden mit Hilfe von semantischen Inhalten philosophischen oder psychoanalytischen Ursprungs, indem wir aus irgendeinem Wissen schöpfen, nicht die Parabel einer ‘literarisch’ genannten Erzählung erklären“ (P 75).

Mit anderen Worten, nach diesen beiden Interpretationen befinden wir uns noch immer im Einflussbereich jener Aporie des Urteils, mit deren Aufweis der Text begonnen hatte. Wir waren ja gewarnt: „Sie werden vielleicht glauben, daß ich Sie auf eine rein aporetische

Schlußfolgerung hinführen will“ (P 39). Jedenfalls taucht genau an dieser Stelle Lyotard wieder auf, hier mit Hinweis auf die Pragmatik des Judentums, die aufweist, dass es im Judentum ein Gesetz gibt (‘Seid gerecht’) von dem man nur sagen kann, dass es gilt, „aber man weiß nicht, was dieses Gesetz sagt“ (P 69), oder anderherum „[e]s gibt ein Gesetz, das nicht da ist, das es aber gibt“ (P 69).

Zusammenfassend:

„In der Tat sind die möglichen Kriterien, auf die wir in der Bestimmung eines Werkes als eines literarischen Phänomens zurückgreifen – Narrativität oder im engeren Sinne ‘fiktive oder gar allegorische, mythische, symbolische, parabolische Narrationen, et cetera’ – nicht hinreichend, um eine strenge Unterscheidung zu errichten, da Narrativität nicht ausschließlich ein Moment der Literatur ist und da ‘es Fiktionen, Allegorien, Mythen, Symbole oder Parabeln gibt, die nichts eigentlich Literarisches haben’. Doch das Gesetz garantiert den literarischen Charakter eines Werkes, seine Unterscheidung von nicht-literarischen Texten in derselben Weise, wie es ‘die Differenz zwischen der angenommenen Realität des Autors einerseits ... und der Fiktion der Personen innerhalb der Erzählung andererseits erfordert und garantiert’, obgleich die fragliche Unterscheidung ‘so zerbrechlich wie ein künstliches Gebilde’ ist. Es besteht einerseits ein offenkundiger Mangel an wirklich spezifischen und daher strengen Unterscheidungsmerkmalen, um den literarischen Charakter eines Werkes, seine Zugehörigkeit zum Reich der Literatur zu erklären, und andererseits ein Konsens, daß es einen eigentlichen Unterschied zwischen dem Literarischen und dem Nicht-Literarischen geben müsse, ein überdies durch positives Recht kodifizierter Konsens.“ (Gasché 1997; 266, Zitate im Zitat aus P)

Doch es geht noch weiter (auch bei mir, aber nur noch kurz). Mit dieser erneuten Ankunft in der Aporie des Urteilens über Literatur bleibt schließlich noch 4. „Hier ist ‘Vor dem Gesetz’ [...] der Titel einer Erzählung.“ (P 41), und wenn es auch keine Erzählung ist oder zumindest nicht darin aufgeht, eine Erzählung zu sein. Jedenfalls hat der Text diesen Titel, der „zugleich der Eigenname eines Diskurses oder des Werkes [ist], das beziehungsweise den er betitelt, und der Name dessen, wovon das Werk spricht oder handelt“ (P 15). Diese Doppelung des Titels gibt die Methode vor, mittels derer ‘Vor dem Gesetz’ sukzessive durch und mithilfe seines Titels entfaltet wird: auf Seite 42 in dem Abschnitt über die Topologie, die der Titel eröffnet, wobei dieselbe Phrase ‘Vor dem Gesetz’ sich teilt, entlang eines „unsichtbaren Zuges“, um einmal (als Titel) „den gesamten Text, dessen Eigenname und Titel er alles in allem ist“ (P 43) und einmal (als Incipit) „eine Situation, den Ort der in der inneren Geographie der Erzählung lokalisierten Person bezeichnet“ (P 43).

Schließlich auf Seite 61, wo sich die „Inschrift ‘vor dem Gesetz’“ (P 61) einmal mehr teilt: „Die beiden Protagonisten sind gleichermaßen vor das Gesetz bestellt, aber sie sind einander

auf den beiden Seiten einer Inversionslinie entgegengesetzt, die im Text allein durch die Trennung des Titels vom Korpus der Narration markiert ist“ (P 62):

„Einer der beiden, der Wächter, kehrt dem Gesetz, vor dem er sich gleichwohl befindet, den Rücken. Dagegen befindet sich der Mann vom Lande auch vor dem Gesetz, aber in einer entgegengesetzten Stellung, da man ja annehmen kann, daß er, bereit einzutreten, ihm gegenübersteht“ (P 62).

Wir begegnen in diesen fortgesetzten Teilungen einer der Obsessionen Derridas, den Zug (*le trait*): „Doppelte Inschrift von ‘Vor dem Gesetz’ um eine unsichtbare Linie, die einen einzigen Ausdruck teilt, trennt und von sich teilbar macht. Sie verdoppelt so den Zug“ (P 62). Dieser Zug ist als Markierung (*marque*) schon in „Das Gesetz der Gattung“ ausschlaggebend gewesen für die Logik der Gattung, das Gesetz des Genres. Ich erinnere nur kurz: „Es muß dabei einen verlässlichen Zug geben, um zu entscheiden, ob ein bestimmtes textuelles Ereignis, ein bestimmtes ‘Werk’ zu einer bestimmten Klasse gehört (Gattung, Typ, Modus, Form, usw.)“ (Derrida 1994; 258), und das Paradox, oder die Teilung des Zugs („Es kann nicht ausbleiben, daß der Zug, der die Zugehörigkeit markiert, sich teilt“ Derrida 1994; 252): „dieser zusätzliche und unterscheidende Zug, Zeichen der Zugehörigkeit oder der Inklusion, gehört selbst zu keiner Gattung oder Klasse. Die Markierung der Zugehörigkeit ist nicht zugehörig“ (Derrida 1994; 260). Die Markierung der Zugehörigkeit ist nicht zugehörig, so wie der Titel „der Eigenname des Textes oder des Werkes [ist], das er betitelt, obwohl er auch ein originärer Teil davon ist“ (P 17); so nahe sind sich die beiden Texte.

Und mit dieser Beschreibung des Funktionierens des Titels, dieses Titels in dieser Erzählung, sind wir so nahe an einer Bestimmung von Literatur, oder vielmehr von der Art von Literatur, die Derrida interessiert, wie wir bei ihm kommen werden. Die verweigerte Antwort, die Derrida auf die von ihm gestellten Fragen: „Wer entscheidet, wer urteilt, und nach welchen Kriterien, über die Zugehörigkeit dieser Erzählung zur Literatur?“ (P 38-39), ist also:

„Wenn wir diesem Text all die Elemente entziehen, die auch einem anderen Register angehören könnten (tägliche Nachrichten, Geschichte, Wissenschaft, Philosophie, Fiktion et cetera, kurz: all das, was nicht notwendig mit der Literatur verwandt ist), ahnen wir dunkel, daß das, was in diesem Text wirkt und etwas in ihm ins Werk setzt, eine wesentliche Beziehung mit dem Spiel der Rahmung und der paradoxen Logik der Grenzen bewahrt“ (P 82).

Wie anfangs ausgeführt, stellen für Derrida die Texte, die er als literarische liest alle dieselbe Frage, aber jedes Mal auf einzigartige Weise: ‘Was ist Literatur?’. Dies lässt sich abschließend präzisieren: „Und wenn das, was von einem Werk zum anderen differiert, nicht der Inhalt ist, so ist es darum noch lange nicht die Form (der signifikante Ausdruck, die

sprachlichen oder rhetorischen Phänomene). Es sind die Bewegungen der Rahmung und der Referenzialität“ (P 83-84).

Diese Bedeutung der Rahmung verdeutlicht Derrida gegen Ende mit Hinweis auf dieselbe Episode innerhalb von Kafkas *Prozess*, wo sie ganz anders gerahmt ist. Dort scheint es so zu sein

„daß der Text (die kurze Erzählung in Anführungszeichen, ‘Vor dem Gesetz’, wenn sie wollen), der den Gegenstand des hermeneutischen Dialogs zwischen dem Priester und K. zu bilden scheint, zugleich bis ins Detail das Programm des exegetischen Zankes ist, zu dem er Anlass gibt“ (P 90).

Doch wie die Rahmung auch aussieht, stets scheint dieser Text „a sort of turning back on the literary institution“ (Derrida 1992b; 41) vorzuführen, was mich zum Schluss bringt und auf das Problem der Metaisierung verweist: „Die Erzählung ‘Vor dem Gesetz’ erzählte oder beschrieb nur sich selbst, insofern sie Text ist.“ (P 78) und „Der Text bewahrt sich wie das Gesetz. Er spricht nur von sich selbst, aber dann von seiner Nicht-identität mit sich selbst.“ (P 78) Dies führt zu einer letzten Interpretation, wonach das ‘Ich schließe...’, dieses ‘ich’ des Wächters, „auch das des Textes“ ist (P 87). Dieser Text „spricht von sich selbst als einer literarischen Wirkung“ (P 87).

Bibliographie

Derrida, Jacques. „Devant la loi.“ in: A. Phillips Griffiths (ed.). *Philosophy and Literature*. Cambridge: CUP, 1984; 173-188.

Derrida, Jacques. *Préjugés. 'Vor dem Gesetz'*. Wien: Passagen, 1992a. (=P)

„‘This strange institution called literature’. An interview with Jacques Derrida.“ in: Jacques Derrida. *Acts of Literature*. Ed. Derek Attridge. Routledge: N.Y., 1992b; 33-75.

Derrida, Jacques. „Das Gesetz der Gattung.“ in: Gestade. Wien: Passagen, 1994; 247-283.

Derrida, Jacques. *Eine gewisse unmögliche Möglichkeit, vom Ereignis zu sprechen*. Berlin: Merve, 2003.

Deleuze, Gilles. *Kants kritische Philosophie*. Berlin: Merve, 1990.

Gasché, Rodolphe. „Eine sogenannte ‘literarische’ Erzählung. Derrida über Kafkas ‘Vor dem Gesetz’.“ in: Hans-Dieter Gondek und Bernhard Waldenfels (eds.). *Einsätze des Denkens. Zur Philosophie von Jacques Derrida*. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 1997; 256-286.

Gondek, Hans-Dieter und Bernhard Waldenfels. „Derridas performative Wende.“ in: Hans-Dieter Gondek und Bernhard Waldenfels (Eds.). *Einsätze des Denkens. Zur Philosophie von Jacques Derrida*. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 1997; 7-18.

Menke, Bettine. „Dekonstruktion - Lektüre: Derrida literaturtheoretisch.“ in: Klaus-Michael Bogdal (ed.). *Neue Literaturtheorien. Eine Einführung*. Opladen: Westdeutsche Verlag, 1997; 242-273.